

STEFAN JACOBASCH

WIR

ÜBERLEBEN

HEUTE

1: FLUCHTPUNKT BERLIN

Leseprobe mit vier Kapiteln

Impressum

Stefan Jacobasch

Wielandstr. 23

12159 Berlin

E-Mail: stefan@jacobasch.net

Cover unter Verwendung von Bildmaterial
von Les Cunliffe / Fotolia und Pepinpress.

© 2014 Stefan Jacobasch

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses E-Book, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich
geschützt und darf ohne Zustimmung des Autors nicht
vervielfältigt, wiederverkauft oder weitergegeben werden.

ISBN-13: 978-1501065781

ISBN-10: 1501065785

Eriks Nachbarin war schon über siebzig, als die Katastrophe losbrach und sie starb. Als Untote ist sie verdammt schnell geworden und obwohl Erik gute dreißig Jahre jünger ist als sie, ist sie ihm dicht auf den Fersen. Er hat die Arme voll mit Flaschen, die er nicht fallen lassen darf. Erik rennt, stolpert fast, muss über den hüfthohen Zaun zwischen den benachbarten Grundstücken hinwegsteigen und bleibt beinahe hängen.

»Mach hin«, ruft Andrej und lacht dabei, »mach hin, sie hat dich gleich!«

Er muss es ihm nicht sagen, Erik hört das Keuchen der Untoten schon gefährlich nahe hinter sich. Über das nasse Gras rennt er die drei, vier Stufen zur Veranda hoch, schreit »Nun schlag schon zu!«, und duckt sich, als Andrej die Holzlatte über seinen Kopf hinweg sausen lässt.

Hinter Erik kracht es, als das Holz der Nachbarin ins Gesicht schlägt. Als er atemlos die Tür zum Haus erreicht und sich umdreht, sieht er sie vor der Veranda im Gras liegen. Andrej steht mit dem rechten Fuß auf dem Kopf der Alten und zerrt am Holz, um ihr die langen Nägel am Ende der Latte aus dem Schädel zu ziehen.

»Das war verdammt knapp«, sagt Erik, »du hättest mir ruhig entgekommen können!«

»Hat es sich denn gelohnt?«, fragt Andrej mit Blick auf die Ausbeute.

»Denke schon«, sagt Erik und drückt mit dem Ellenbogen die Verandatür auf. Im Wohnzimmer stellt er die Flaschen auf den Esstisch. Sieben gute Flaschen

Whisky hat er aus dem Bestand seiner ehemaligen Nachbarn gerettet.

Andrej kommt herein, sichert die Verandatür und stellt die blutige Holzlatte ab. Er nimmt Eriks Beute in Augenschein und nickt anerkennend. »Ein sechzehn Jahre alter Balvenie – nicht schlecht! Und der Glendronach bringt es auf dreiunddreißig Jahre? Meine Güte, die haben ja Schätze da drüben!«

»Du glaubst ja nicht, wie viel da noch steht«, sagt Erik, »das hier sind nur einfach die nächstbesten Flaschen aus der ersten Reihe. Die Kirschheims müssen Whisky-Sammler gewesen sein. Ich hätte mich gern etwas bei ihnen umgesehen, aber da stand die Alte plötzlich in der Wohnzimmertür.«

»Nimm ein paar Einkaufstüten mit, wenn du das nächste Mal übergehst.«

»Ich soll nochmal rüber? Wer weiß, vielleicht spukt ihr Mann auch noch da rum! Du könntest selbst mal deinen Arsch riskieren!«

»Würde ich ja, wenn du besser mit der Holzlatte zielen könntest. Das letzte Mal, dass du eines dieser Biester aufhalten solltest, hättest du fast mir die Nägel in die Stirn gerammt!«

Erik schweigt, denn an dem Punkt hat Andrej Recht. Mit Waffen kann Erik nicht umgehen. Hätten sie eine Pistole, würde er sich damit vermutlich als erstes in den Fuß schießen.

Andrej dagegen macht ganz nüchtern aus jedem Werkzeug eine Waffe. Am Gürtel trägt er einen Zimmermannshammer mit spitz zulaufendem, geschlitztem Ende, von dem er sich nur trennt, wenn er sich schlafen legt. Und es war seine Idee, in die Enden von Holzlatte und Baseballschlägern lange Stahlnägel einzuschlagen. Diese Waffen lehnen neben der Veranda-

tür und der vorderen Haustür. Die Türen haben sie zwar gesichert, aber nicht so massiv vernagelt wie die Fenster.

Andrej mag sich auch nicht von der Akku-Schlagbohrmaschine trennen, obwohl deren Batterie schon lange leer ist. »Sieh dir nur diesen Betonbohrer an«, schwärmt er gerne, »das sind dreißig Zentimeter bester Stahl, die halten dir jeden Untoten auf Abstand!«

Andrej versucht Erik ständig klarzumachen, aus welchem Winkel er einem Angreifer den Bohrkopf ins Auge zu stoßen habe, um sein Gehirn zu erwischen. Nur die Zerstörung des Gehirns schenkt den Untoten ewige Ruhe. Aber Erik wird schon bei dem Gedanken schlecht. Vermutlich wäre Erik längst von einem seiner ehemaligen Nachbarn gebissen und selbst mit dem Zombie-Virus infiziert worden, hätte sich Andrej nicht zu Beginn der Katastrophe in Eriks Elternhaus gerettet. Zusammen haben sie bereits drei Wochen überlebt.

Abends probieren sie die Whisky-Sorten durch und Erik sucht am Kurbelradio nach Sendern, die noch Programme in die Welt schicken. »Radio Berlin«, das Notprogramm der Regierung, hören sie regelmäßig auf UKW. In den Nachtstunden bekommt Erik auf den Mittelwellen die BBC rein, dazu noch polnische Sender, die er aber nicht versteht.

»Selbst wenn du Sender findest - wer sagt dir denn, dass da nicht Bandansagen laufen?«, fragt Andrej. »Vielleicht liefern ja die Generatoren noch Strom, während die Radiomacher schon alle untot durch die Gegend wackeln.«

»Halt die Klappe«, sagt Erik, dreht die Antenne ein Stück weiter und geht dann wieder alle Frequenzen durch.

Seit drei Wochen steigt Erik jeden Morgen zu seinem ehemaligen Kinderzimmer in den ersten Stock hinauf. Früher hat er auf dem Fußboden mit Autos gespielt, heute sitzt er am Fenster, blickt über die angrenzenden Felder und Wiesen und hält Wache. Lange Zeit hat er das Haus seiner verstorbenen Eltern nicht verkauft und den Ort seiner Kindheit in der niedersächsischen Provinz gemieden. Erst als er Geld brauchte, kam ihm die verdrängte Immobilie wieder in den Sinn und er kehrte in seinen Heimatort zurück. Doch die Immobilienmaklerin, mit der sich Erik verabredet hatte, kam nie. Stattdessen brach die Katastrophe über den Ort herein.

Mit dem Fernglas sucht Erik die Landstraße und die Waldränder ab. Andrej hält auf der anderen Seite des Hauses ebenso Ausschau. Mittags entscheiden sie dann, wie hoch das Risiko ist, für ein paar Stunden das Haus zu verlassen. Verspricht der Tag ruhig zu bleiben, ziehen Andrej und Erik los, um in der Nachbarschaft nach Lebensmitteln und allem anderen zu suchen, was ihnen nützlich sein könnte.

An manchen Tagen erreicht nur ein Dutzend neue Zombies den Ort. An anderen können es hundert sein. Manchmal kommen sie allein, dann wieder in Gruppen. Die langsam vor sich hin schwankenden Zombies stellen nur eine geringe Gefahr dar, sofern man sie rechtzeitig sieht. Sind sie vereinzelt unterwegs, kann man ihnen ohne allzu großes Risiko den Kopf einschlagen. Tauchen sie in Gruppen auf, geht man ihnen besser leise aus dem

Weg. Tückisch ist die andere Art Zombie, die einem Raubtier auf der Jagd ähnelt. Im Gang dieser Zombies liegt etwas Lauerndes und auf Geräusche und Bewegungen reagieren sie blitzschnell. Sie sind ausdauernde Läufer und beißwütig wie Wölfe. Der erste Schlag gegen einen solchen »Sprinter« muss treffen, denn man bekommt keine zweite Chance.

Nach Aussage von »Radio Berlin« hält die Regierung in Kanzleramt, Parlament und einigen Verwaltungsgebäuden die Stellung. Die Bundeswehr soll im Zentrum der Hauptstadt mehrere Quadratkilometer gesichert haben. Einige tausend Menschen soll es noch in Berlin geben, die von Polen mit Nahrung und Gütern aus der Luft versorgt werden.

»Verdammt, wäre ich bloß in Berlin geblieben«, sagt Erik.

»Glaubst du wirklich, *du* würdest zu den wenigen Überlebenden gehören?«, will Andrej wissen. »Ich sehe dich ja eher unter denen, die einfach überrascht auf der Straße stehen bleiben, während die erste Welle von Zombies auf sie zu rollt.«

»Ich soll also dankbar sein, in diesem Nest mit dir festzusitzen, was?«

»Unter den gegebenen Umständen – klares Ja! Ein Fall von Glück im Unglück, wenn du mich fragst.«

Schweigend nippen sie an ihren Whiskygläsern.

»Das nennt man wohl Ironie des Schicksals«, sagt Erik schließlich, »dass mich ausgerechnet dieses Haus gerettet haben soll, das ich seit zehn Jahren gemieden habe. Ich war nicht mal hier, als letztes Jahr noch meine Mutter starb. Bräuchte ich nicht das Geld, hätte ich dieses Haus nicht mal zum Verkauf besucht.«

»Die Geldsorgen dürften sich jetzt wohl erledigt haben.«

»Wie meinst du das? Okay, wir sind in einer Krise, aber da kommen wir auch wieder raus.«

»Nein mein Lieber. Das war's. Aus. Ende. Wäre ich religiös, würde ich es das Jüngste Gericht nennen. So sage ich: Wir haben einfach Pech gehabt.«

»Das darf nicht sein«, sagt Erik und schüttelt den Kopf, »meine Ex-Frau und mein Sohn sind noch in Berlin. Hoffe ich jedenfalls.«

»Was kümmert dich deine Ex? Um den Sohn wäre es natürlich schade.«

Später hören sie »Radio Berlin«, wo der Regierungssprecher über Fortschritte in der Untersuchung der Seuche berichtet. Andrej kann darüber nur lachen.

»Wie erklärt unsere sogenannte Regierung denn das Phänomen, dass manche Zombies planlos dahin schleichen, während andere rasend schnell sind und gezielt angreifen?«

»Sie können es noch nicht erklären«, sagt Erik, »sie wissen vieles noch nicht.«

»Und warum sind manche Zombies allein, andere aber in Gruppen unterwegs?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Nicht nur du hast keine Ahnung«, sagt Andrej, »auch diese Experten blicken doch gar nicht wirklich durch. Die raten doch nur rum.«

»Sei froh, dass überhaupt noch jemand da ist, der herumraten kann. Ich finde das beruhigend.«

Andrej kichert leise, schüttelt den Kopf und konzentriert sich auf sein Whiskyglas.

Tim hat nicht mehr viel zu essen. Eine Packung Zwieback, ein paar Schokoriegel, mehrere Dosen Limonade. Im Keller lagern noch Äpfel und eingemachtes Obst, aber Tim hat Angst, auf dem Weg durch das Haus seinen Eltern zu begegnen. Seit sie gebissen wurden, haben sie sich stark verändert. Sein Glück ist, dass sie offenbar vergessen haben, welche Verstecke es in ihrem Haus gibt. Das letzte Mal, dass er seinen Vater sah, tastete sich dieser an den Wänden im Erdgeschoss entlang, als suche er in einem Labyrinth nach dem Ausgang. Mich wird er so niemals finden, denkt sich Tim.

Hinter dem Rücken des Vaters konnte Tim auf Zehenspitzen in sein Kinderzimmer in den ersten Stock schleichen und Oskar holen. Das Risiko war hoch, aber er hätte es sich nie verziehen, wenn sie Oskar erwisch hätten. Es wäre seine Schuld gewesen, denn an jenem Morgen, an dem sich die Nachbarschaft und schließlich auch seine Eltern in diese Dinger verwandelten, hatte er Oskar auf dem Bett liegen lassen. Er schwor ihm, ihn nie wieder aus den Augen zu verlieren. Und den Schwur hat er schon drei Wochen gehalten.

Tim hat die Unterschränke in der Küche leergeräumt und sie mit seiner Bettdecke und ein paar Kissen eingerichtet. Wenn er hinein klettert und von innen die Türen zuzieht, ist er unsichtbar für alle diese Dinger, die immer wieder ins Haus kommen. Mal dringen sie durch die aufgebrochene Haustür ein, mal stolpern sie durch die zersplitterte Verandatür ins Wohnzimmer.

Am schlimmsten ist es, wenn er seinen Vater oder seine Mutter erkennt. Sie mögen jetzt zu den Dingen geworden sein, aber ihre Schritte unterscheiden sich trotzdem noch von jenen der Fremden. Er hört sie schlurfen, hört ihre Hände über Tische und Wände streichen, manchmal riecht er sie auch. Sie stinken nach Dreck, nach Fäkalien, ihr Geruch erinnert ihn an die toten Tiere, die er im letzten Sommer bei seinen Streifzügen im Wald hin und wieder entdeckt hat.

In seinem Versteck im Unterschrank hat er keine Angst vor ihnen. Oskar beschützt ihn, und er beschützt Oskar. Er kann Oskar alles erzählen, was ihm durch den Kopf geht. Oskar ist ein guter Zuhörer und Tim spürt, was Oskar von seinen Plänen hält.

»Heute ist es schon die ganze Zeit ruhig da draußen«, flüstert Tim, »ich glaube, wir können es in den Keller schaffen, wenn es dunkel wird. Mama hat letzten Herbst viele Kirschen eingekocht, erinnerst du dich? Das sind richtig große Gläser, weil wir so viele Kirschen hatten.«

Tim liebt Kirschen und hat noch seine Mutter vor Augen, wie sie in der Küche arbeitet, zwei große Weidenkörbe mit geernteten Früchten stehen neben ihr auf der Spüle, dazu eine Reihe leerer Gläser, leuchtend in der Herbstsonne, sie warten nur darauf, mit den köstlichen roten Kugeln gefüllt zu werden. Tim hat an jenem Tag bereits viele Kirschen direkt vom Baum gegessen, aber als er die ersten Gläser mit den gekochten Früchten in ihrem tiefroten Saft auf der Anrichte stehen sieht, will er am liebsten schon ein Glas öffnen.

»Das kommt nicht in Frage«, sagt die Mutter. Sie schüttelt müde aber doch lächelnd den Kopf, »du hast doch schon den Bauch voller Kirschen!«

»Aber die waren doch ohne Saft«, quengelt Tim und will nach einem Glas greifen.

»Jetzt verschwinde aber aus der Küche«, sagt die Mutter, sie wird langsam böse.

Tim will den Saft, es gibt ja auch mehr als genug davon, und es ist so ungerecht, als sie ihn zur Seite schiebt, und sein Betteln wandelt sich in Zorn. Der steigt einfach in ihm auf, er kann nichts dafür, er starrt nur auf das Glas über ihm, und es schiebt sich ganz von selbst über den Rand der Arbeitsplatte hinweg, fällt herunter und zerbricht in viele spitze Scherben. Der Saft spritzt über den Boden, die Kirschen rollen unter den Tisch und die Mutter schreit richtig laut.

Am Ende des Tages liegt Tim weinend auf dem Bett, er darf weder draußen spielen noch seine Lieblingsendung im Fernsehen sehen. Und alles nur, weil seine Eltern nicht glauben, dass das Glas von selbst auf den Boden gefallen ist.

»Ich habe es gar nicht angefasst«, flüstert er Oskar zu, »es ist von ganz allein heruntergefallen, ich habe es doch nur angesehen!«

Und Oskars große Knopfaugen blicken ihn wissend an, denn ja, Oskar kennt die Wahrheit.

An dieses Erlebnis aus dem Herbst erinnert sich Tim, als ihm die Kirschen im Keller in den Sinn kommen. Er hat genug von Zwieback und Schokoriegeln, er will heute auch nicht nach draußen, nicht in den Supermarkt zurück, in dem es inzwischen eklig riecht nach verdorbenem Essen, das in den tropfenden Tiefkühltruhen zu gären beginnt. Lieber verbringt er die Stunden bis zum Sonnenuntergang damit, Oskar Geschichten zu erzählen. Er hat ihm aus der Erinnerung schon alle Märchen erzählt, die ihm einst seine Eltern vorgelesen

haben, und danach noch ein paar mehr, die er sich ausgedacht hat, um Oskar nicht zu langweilen.

Und als die Schatten länger werden und der Keller nicht mehr viel dunkler erscheint als alle anderen Räume des Hauses, da wagen sich die beiden die Kellertreppe hinunter zu all den Gläsern, die Abwechslung für den Speiseplan versprechen.

Tim setzt vorsichtig einen Fuß vor den anderen, Oskar sicher unter den Arm geklemmt. Er hat seine Augen überall, immer darauf gefasst, einem dieser Dinge zu begegnen. Doch gefahrlos erreichen sie den Keller, hören von unten keine verdächtigen Geräusche und stehen schließlich vor all den Gläsern, in die seine Mutter vorausschauend viel Zeit investiert hat. Tims Blick wandert über Erdbeermarmelade, Pflaumen und Birnen hin zu den geliebten Kirschen. Er wird von mindestens jeder Sorte ein Glas mit nach oben nehmen, beschließt Tim, doch kann er schließlich nur zwei große Gläser Kirschen und ein drittes mit Birnen auf einmal tragen, ohne zu riskieren, Oskar unterwegs zu verlieren. Sie sind bereits wieder auf den obersten Stufen der Kellertreppe angekommen, als Tim einen Schatten über die Wand des Flures wandern sieht. Er hält den Atem an und drückt sich ins Dunkel hinter der Kellertür, nur ein leises Klirren der Gläser im Arm kann er nicht verhindern.

Der Schatten kommt den Flur herauf, auch ein Schlurfen und Scharren kann Tim nun hören. Als das Ding, das die Geräusche macht, in sein Blickfeld gerät, erkennt Tim die bedrohliche Statur des Schulhausmeisters. Der Mann ist groß und trägt einen mächtigen Bauch vor sich her und hat den Erstklässlern schon zu Lebzeiten mit seinem harten mürrischen Blick eine gewisse Angst eingejagt. Er gehört mit Abstand zu den

Letzten, die Tim ausgerechnet als Untote wiedersehen will.

Der Mann scheint sich sein rechtes Bein verletzt zu haben, denn es steht in ungewöhnlichem Winkel zur Seite ab und zwingt dem massigen Körper ein starkes Hinken und Nachziehen des Fußes auf. Das Scharren geht auf eine Harke zurück, die der untote Hausmeister hinter sich herzieht. An den Zinken der Harke klebt eine Masse, die Tim im Dunkeln nicht erkennen kann. Er sieht nur, wie die Harke eine feuchte Spur im Flur hinterlässt. Ein Fäulnisgeruch bleibt in der Luft hängen, als der Untote nach links ins Wohnzimmer schlurft.

Tim nimmt allen Mut zusammen und wagt sich in den Flur. Zum Glück hat es den Hausmeister nach links gezogen, sodass Tim gute Chancen hat, nach rechts in die Küche zu verschwinden. Lautlos drückt er sich an der Wand des Flures entlang, immer den massigen Körper des Untoten im Blick, welcher mit schweren Schritten durch den Raum schwankt. Tim steht noch mitten im Flur, als der Hausmeister abrupt stehen bleibt. Tim wagt sich keinen Schritt weiter und steht wie festgefroren vier Meter von dem Ding entfernt.

Wenn er sich umdreht, sieht er mich, ahnt Tim. Sein Blut rauscht so laut in den Ohren, dass der Untote es bestimmt auch hören kann.

Der Hausmeister scheint den Kopf zu heben, vielleicht schnuppert er in der Luft nach einer Fährte, vielleicht bildet sich Tim das auch nur ein. Für einen endlosen Augenblick lang pendelt die Gestalt im Wohnzimmer leicht vor und zurück und Tim wünscht sich, sie möge abgelenkt werden, herausgelockt aus diesem Haus, hinaus auf die Veranda. Tim sieht die dunklen Umrisse des kleinen Gartentisches, auf den seine Mutter am Morgen der Katastrophe Tontöpfe abgestellt hat, in die

sie Kräuter aussäen wollte. Wenn doch wenigstens einer der Töpfe zu Boden fallen und schön laut in Scherben zerspringen würde! Tim starrt auf die dunklen Schatten. Haben sie sich bewegt, hat der Wind sie gerade ins Wanken gebracht? Seine Augen brennen vom Starren und ein Kopfschmerz zuckt durch seine Stirn, als der kleine schwarze Stapel draußen auf dem Tisch zur Seite kippt und mit lautem Klirren auf der Veranda aufschlägt.

Der untote Hausmeister stößt ein gequältes Stöhnen aus und hinkt in Richtung der geborstenen Verandatür. So langsam und leise er nur kann, legt Tim die letzten Schritte zur Küche zurück. Als der Hausmeister über die Glasscherben auf die Veranda stolpert, schlüpfte Tim schon in den Unterschrank und zieht lautlos die Schiebetür zu. Im Versteck angekommen presst er Oskar fest an sich, krallt sich mit den Fingern geradezu in dessen Fell und fängt unkontrolliert an zu zittern. Appetit auf Kirschen hat er an diesem Abend nicht mehr.

Die Nachtwache schließt die Tür von Zimmer 1212 ab, nachdem sie sich davon überzeugt hat, dass Sophie tief und fest schläft. Der Schlüssel dreht sich leise im Schloss, dann setzt die Wache ihren Rundgang fort. Die Schritte auf dem Gang sind noch nicht ganz verhallt, da schlägt Sophie die Augen auf. Sie ist benommen, aber wach genug, um sich aufzusetzen. Ihr Bewusstsein kämpft gegen die Betäubungsmittel an und Sophie hat sich vorgenommen, den Kampf in dieser Nacht zu gewinnen.

Hartes, kaltes Mondlicht fällt durch das vergitterte Fenster und zeichnet kleine, helle Quadrate auf die Bodenfliesen. Das Zimmer dreht sich leicht vor ihren Augen, ihr Bett scheint nach rechts zu kippen.

Lass dich davon nicht irritieren, flüstert es in ihr, das ist nicht deine Wirklichkeit, es ist nur ihre!

Sophie atmet gegen den Taumel an, sie füllt ihre Lungen in tiefen, regelmäßigen Zügen.

Achte nicht auf deine Umgebung, Sophie, konzentriere dich.

Langsam setzt sie den rechten Fuß auf den kalten Boden. Noch langsamer folgt der linke, und die Drehung des Raumes nimmt Fahrt auf.

Nichts übereilen, steh noch nicht auf, bleib einfach noch ein bisschen sitzen, du darfst nicht hinfallen!

Sophie hört in sich hinein, sucht nach jenen Kräften, die von den Medikamenten betäubt werden. Seit einer Woche sucht sie jede Nacht nach ihnen, und jede Nacht wird sie ein bisschen stärker.

Nur die da draußen dürfen nichts merken. Eine Stunde Zeit zum Kraftschöpfen bleiben ihr, dann kommt

die Nachtwache auf der nächsten Runde wieder an ihrem Zimmer vorbei.

Sophie spürt, dass sie nicht mehr viele Nächte Zeit zum Sammeln hat. Dass sie zu Kräften kommt, wird sie nicht lange verstecken können. Sie muss handeln, spätestens in zwei, drei Tagen. Vielleicht schon morgen. Wenn nicht gar heute Nacht.

Werde nicht ungeduldig, damit machst du dir alles kaputt!

Dann steht sie auf einmal aufrecht, schwankt kaum und die Angst wird schwächer. In kleinen, schweren Schritten geht sie zum Waschbecken hinüber.

Konzentriere dich, setze immer einen Fuß vor den anderen, langsam, nur langsam, du machst das gut!

Als sie das Waschbecken erreicht, stützt sie sich mit beiden Armen auf dessen kaltem, weißen Rand ab. Ihre Beine sind schwer und die Knie zittern wie nach einer Bergwanderung, sie wollen sich einfach nur fallen lassen und Sophie muss all ihre Kraft aufbieten, um stehen zu bleiben.

Das war gut, das war großartig, so weit bist du die ganze letzte Woche nicht gekommen!

Sie hebt den Blick und betrachtet sich im Spiegel, der über dem Waschbecken in der Wand eingelassen ist. Das nächtliche Blau zeichnet ihr harte Schatten ins Gesicht. Sie erschrickt vor dem Gespenst, das ihr entgegen starrt, vor den harten, mürrischen Linien um ihren Mund, den strähnigen schwarzen Haaren, den trüben schwarzen Augen. Sie ist erst vierzehn, sieht aber um Jahre älter aus.

Sie an, was aus dir geworden ist! Sieh an, was sie aus dir gemacht haben!

Tränen lassen das Spiegelbild verschwimmen, sie weint vor Entsetzen und Hass und Verzweiflung.

Weine ruhig, ja, aber nicht aus Selbstmitleid, verdammt, sei wütend, sei böse, du hast das Recht dazu!

Sie spürt, wie sich etwas in ihr zusammenballt, wie aufgestaute Angst und Wut zusammenfließen. In ihr flackert wieder eine kleine Flamme, ein Funken Wärme. Es ist jene Wärme, die man ihr so gründlich ausgetrieben hatte. Eine Wärme, die vom Bauch in die Brust steigt, in die Schultern, den Nacken hinauf bis in den Kopf. Die Benommenheit in ihrem Schädel schwindet, die Wärme bläst das taube Gefühl wie lästigen Staub weg.

Sophie ist plötzlich hellwach, sie triumphiert, sie fühlt die Wärme durch alle Glieder pulsieren, sogar die kalten Fliesen spürt sie nicht mehr. Als sie an sich herunterblickt, sieht sie sich einige Zentimeter über dem Boden schweben, nicht mal die Zehenspitzen berühren mehr die Fliesen. Das Zimmer dreht sich immer noch, aber diesmal ist es nicht der Schwindel, es ist Sophie selbst, die sich langsam und konzentriert um die eigene Achse dreht. Die Wärme leuchtet gelb und golden und überstrahlt das nächtliche Blau, sie lässt die Schatten im Raum flackern als habe Sophie mitten in ihrer Zelle ein Lagerfeuer entzündet.

Sie muss nicht auf morgen oder übermorgen warten. Heute wird es soweit sein, sie wird heute gehen.

Als die Nachtwache auf ihrer Runde wieder an Zimmer 1212 vorbeikommt, ist die Stahltür aus der Wand gerissen und lehnt an Sophies leerem Bett. Die Nachtwache eilt in langen, schnellen Schritten den Flur hinunter zum Alarmknopf. Als die Sirene aufheult und es mit der nächtlichen Ruhe vorbei ist, hat Sophie schon zehn Minuten Vorsprung.

Hat Ihnen diese Leseprobe gefallen?

Der Sammelband mit allen drei Teilen umfasst 356
Seiten und ist für 3,99 Euro (E-Book)
bei Amazon und anderen Plattformen erhältlich.
Die drei Einzelbände kosten je 1,49 Euro (E-Book)
bzw. 4,99 Euro (Paperback).

Bei Amazon bestellen?



Unter diesen Adressen können Sie
mehr über meine künftigen Veröffentlichungen
erfahren:

Web: <http://www.wirueberlebenheute.de>

Twitter: twitter.com/Jacobasch

Google+: plus.google.com/+StefanJacobasch